

Antike Literatur: Hierarchie der Geschlechter?

Wenn Frauen männlich werden (sollen)

Weiblich zu sein, wird in manchen frühchristlichen Texten als „Anstoß“ bezeichnet. Aber, so heißt es dort, Frauen können es schaffen, männlich zu werden! Dahinter steckt ein bestimmtes antikes Geschlechtermodell.

Von Silke Petersen

Bei der Beschäftigung mit Texten des frühen Christentums fällt uns zunächst ein befremdender Sprachgebrauch auf: In einer Reihe von Schriften ist die Rede davon, dass Frauen „männlich“ werden sollen – und vorausgesetzt ist dabei, dass sie dies tatsächlich auch können. Schon diese Vorstellung verweist darauf, dass hier offensichtlich eine andere Art und Weise vorliegt, über die Geschlechterdifferenz zu reden, als dies heute üblich ist. Denn um operative Geschlechtsumwandlungen geht es im antiken Kontext sicher nicht. Vielmehr verbirgt sich hinter dem benannten Vorstellungszusammenhang ein alternatives antikes Geschlechtermodell, was darauf verweist, dass die Geschlechterdifferenz, ihre Beschreibung und Wertung nicht einfach „natürlich“ festgelegt sind, sondern kulturellen Wandlungen unterliegen. Insofern kann ein Blick auf die Zusammenhänge der antiken Texte auch unsere Wahrnehmung heutiger Selbstverständlichkeiten schärfen oder sogar infrage stellen.

Nur vor dem Hintergrund des alternativen antiken Modells der Geschlechterdifferenz lässt sich jener Text verstehen, den wir ganz am Ende des Thomasevangeliums (entstanden wohl im frühen 2. Jh. nC) finden. Es heißt dort:

„Simon Petrus sagte zu ihnen: Maria soll von uns weggehen, denn die Frauen sind des Lebens nicht würdig. Jesus sagte: Siehe,

ich werde sie führen, auf dass ich sie männlich mache, damit auch sie ein lebendiger, euch gleichender, männlicher Geist wird. Denn (es gilt): Jede Frau, wenn sie sich männlich macht, wird in das Reich der Himmel eingehen.“ (EvThom 114).

Bei der genannten Maria handelt es sich um Maria Magdalena, also um die prominenteste unter den Jüngerinnen Jesu. Petrus steht ihr hier wie auch in anderen Schriften des frühen Christentums ablehnend gegenüber. Doch die Ausschlussforderung des Petrus wird von Jesus abgewiesen: Und zwar nicht mit einem Argument, wie wir es heute erwarten würden (etwa, dass Frauen als solche zu akzeptieren sind), sondern Maria – und auch jeder anderen Frau – wird zugesprochen, „männlich“ werden zu können. Damit ist der „Anstoß“ der Weiblichkeit beseitigt – und eben dadurch wird die Zugehörigkeit der Frauen ermöglicht. Worin aber ist dieser „Anstoß“ zu sehen? Die Formulierung in der Jesusrede gibt einen Hinweis, wenn sie das „Männliche“ mit dem „Geist“ (*peuma*) in direkte Verbindung bringt. Die Verbindung männlich-geistig im Ge-

Um operative Geschlechtsumwandlungen geht es im antiken Kontext sicher nicht

genüber zur Kombination weiblich-körperlich ist auch in anderen Texten der Antike präsent, wobei das Geistige dem Körperlichen ebenso überlegen ist wie das Männliche dem Weiblichen. Dahinter steht eine grundlegend hierarchische Sicht der Geschlechterdifferenz, wie sie unüber-



troffen deutlich schon bei dem griechischen Philosophen Aristoteles zu finden ist:

„Ferner ist die Beziehung des Männlichen zum Weiblichen von Natur aus so, dass das erste das bessere, das letzte das schlechtere, das eine das Herrschende, das andere das Beherrschte ist.“ (Politik I 5, 1254b13-14).

Im Sinne einer solchen Hierarchie ist das „Männlich-Werden“ damit etwas Positives: Die Assoziation von Weiblichkeit mit negativem Körperlichen und Männlichkeit mit höherwertigem Geistigen bedeutet, dass Jesus durch seine Führung Maria aus dem körperlich-weiblichen in einen geistig-männlichen Zustand erhebt – was (zumindest im Kontext des Thomasevangeliums) zweifellos einen beträchtlichen Fortschritt bedeutet. Darüber hinaus wird im letzten Satz des Textes das zuvor am Beispiel Marias Explizierte verallgemeinert. Nun ist es nicht mehr Jesus, der „führt“, sondern in Abwesenheit seiner direkten Führung können Frauen sich auch selbst „männlich“ machen. In Korrespondenz zur Anfrage des Petrus, die eine allgemeine Aussage über Frauen enthält, verallgemeinert auch die Antwort Jesu im Hinblick auf „jede Frau“. Maria aus Magdala ist also die paradigmatische Frau für die Frage nach den Frauen und die Deutung der Geschlechterdifferenz: Was an ihrem Beispiel ausgeführt wird, gilt für alle Frauen. Damit wird das Werturteil des Petrus auf einer anderen Ebene abgewiesen – und wir haben hier zugleich einen eindeutigen Beleg für die Akzeptanz von Jüngerinnen Jesu im Kontext der Thomasgemeinschaft sowie dafür, dass ihre Rolle und Zugehörigkeit nicht unumstritten waren.

„Männlich“ und „weiblich“ sind in den Texten nicht einfach biologische Bezeichnungen, sondern Zuschreibungen. Das Bewusstsein dafür findet sich nicht erst in der Moderne (erinnert sei an Simone de Beauvoirs häufig zitierte Aussage: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht“), sondern schon antike Texte zeigen eine Ahnung vom Zuschreibungscharakter der Bezeichnungen. So schreibt der Kirchenvater Origenes von Alexandrien (gest. 254 nC):

„Denn es gibt bei Gott keine Unterscheidung des Geschlechts, sondern durch die Unterschiedlichkeit des Geistes wird jemand entweder als ein

links: Was ist weiblich? Was ist männlich? In der frühchristlichen Denkwelt gilt die antike Geschlechter-Zuschreibung: weiblich-körperlich-schwach und männlich-geistig-stark. Kopf einer unbekanntenen Frau aus dem 1. Jh., Archäologisches Museum, Athen.

Mann oder als eine Frau bezeichnet. Wie viele Frauen gibt es nicht, die bei Gott zu den starken Männern gezählt werden, und wie viele Männer müssen nicht den schwachen und trägen Frauen zugeordnet werden?“ (Josuahomilien IX,9).

Die Geschlechterdifferenz, die im ersten Satz verneint ist, wird im zweiten Satz auf einer anderen Ebene wieder etabliert. Dabei scheint

„Jede Frau, wenn sie sich männlich macht, wird in das Reich der Himmel eingehen ...“

(Thomasevangelium 114)

es kaum zufällig, dass wieder dem „Männlichen“ die höhere Wertigkeit zukommt. Entsprechend gibt es auch in anderen Texten z. B. Aufforderungen, nicht „weiblich“ zu werden oder sogar die „Werke der Weiblichkeit“ zu zerstören. Dies wird etwa im „Dialog des Erlösers“ und dem Ägypterevangelium wiederum in Anwesenheit einer prominenten Jüngerin Jesu (Maria Magdalena bzw. Salome) verhandelt. Und wiederum geht es nicht um den Ausschluss von Frauen, sondern um die Bedingung ihrer Anwesenheit: Die Aufhebung der „Weiblichkeit“ ist die Voraussetzung ihrer Partizipation. Solche antiken Genderkonzepte funktionieren auf der Basis einer angenommenen hierarchischen Asymmetrie, in der Maria Magdalena und alle Frauen (idealerweise) männlich werden können. In einem solchen Denkraum bedeutet es eine besondere Qualität Marias, dass sie in der Lage ist, ihre weiblich-körperliche Seite zu überwinden und geistige Einsicht und Erkenntnis zu erlangen.

Festzuhalten bleibt also eine gewisse Ambivalenz: Die Entgegnung Jesu auf die Ausschlussforderung des Petrus ist für Frauen einerseits positiv – sie sind eingeschlossen, das Thomasevangelium gilt als Ganzes genauso für Frauen –, andererseits negativ: Frauen dürfen nicht so bleiben, wie sie sind, sondern müssen „männlich“ werden. Die Gleichberechtigung von Frauen hat also ihre Veränderung und nicht die der Männer zur Voraussetzung. (Was letztlich auf ein Dilemma verweist, das wir wohl bis heute nicht überwunden haben.) Das Ärgerliche an dem Schlusslogion des Thomasevangeliums bleibt die Formulierung, die konstatiert, dass Frauen erst werden müssen, was Männer von sich aus schon sind. Das Problem dabei ist eine Ausdrucksweise, die männlich mit „vollkommen“ gleichsetzt und damit aus den Augen verliert, dass auch Männer nicht von sich aus vollkommen sind. ■

Lesetipp

• Silke Petersen, **Maria aus Magdala. Die Jüngerin, die Jesus liebte** (Biblische Gestalten 23) Leipzig, 2. Auflage 2015, (bes. 163–180).



Prof. Dr. Silke Petersen

ist außerplanmäßige Professorin für Neues Testament an der Universität Hamburg. Schwerpunkte ihrer Veröffentlichungen sind unter anderem Frauengestalten in den apokryphen Schriften und das Geschlechterverständnis in der Frühen Kirche.